

Hochschulgottesdienst
in der Pfarrkirche St. Moritz, Augsburg,
am 17. Dezember 2006, 19.00 Uhr

Fremdheit und Identität

Gregor Weber

Liebe Gottesdienstgemeinde,

dem Zusammenhang von Fremdheit und Identität kann man sich von verschiedenen Seiten nähern – als Philosoph, als Anthropologe, als Theologe. Indem ich dies als Historiker tue, genauerhin als Althistoriker, der sich normalerweise mit der griechischen und römischen Geschichte beschäftigt, versuche ich, von einer historischen Konstellation ausgehend zentrale Aspekte unseres Themas zu analysieren und in einen theologischen Kontext hinein fortzuführen. Dabei möchte ich herausarbeiten, dass Erfahrungen von Fremdheit und mit Fremden geradezu konstitutiv für die eigene Identität sind, ein Prozess, der erst mit dem Tod an ein vorläufiges Ende kommen wird und der zu einer christlichen Existenz, wie ich sie verstehe, schlichtweg dazu gehört. Dies bringt nicht zuletzt das bekannte Kirchenlied „Wir sind nur Gast auf Erden“ anschaulich zum Ausdruck.

An historischen Beispielen mangelt es nicht – so könnte man von den vielen Fremden aus der gesamten Mittelmeerwelt ausgehen, die als sogenannte Metöken, als Mit-Wohner ohne Bürgerrecht in Athen lebten und sich zu assimilieren versuchten, gegen die sich die Bürger strikt abgrenzten. Oder von den Bewohnern der verschiedenen römischen Provinzen, denen römische Kultur übergestülpt wurde oder sich mit der einheimischen verband – wie man bei einem Besuch im Römischen Museum mit Blick auf keltische und römische Zeugnisse unschwer erkennen kann. Statt dessen nehme ich einen anderen, überaus folgenreichen Ereigniskomplex in den Blick: Im Jahre 336 vor Christus führte nämlich ein gerade mal zwanzig Jahre alter Makedonenkönig namens Alexander über 30.000 makedonische und griechische Kämpfer – Reiter wie Fußsoldaten – über den Hellespont nach Kleinasien. Zunächst bewegte man sich auf bekanntem Terrain, nämlich Städte, in denen Griechisch gesprochen wurde und die derselben Lebensweise verpflichtet waren. Auch von den Persern, die als Besatzungsmacht in Kleinasien präsent waren, und von den Stämmen Anatoliens war man einzelnen immer schon begegnet. Und die anatolische Bergwelt war vielleicht gar nicht so verschieden von der makedonischen Heimat. Im Laufe der nächsten zehn Jahre sollte das sich immer mehr ändern: Phönizien, Ägypten mit dem sumpfigen Delta, der Wüste und der Oase Siwa, die Städte zwischen Euphrat und Tigris, die alten persischen Hauptstädte, die

Bergwelt des Hindukusch, die Monsunregionen Indiens, der pazifische Ozean. Immer stieß man auf Menschen mit anderen Sitten und fremden Religionen, auf andere Formen des Zusammenlebens, auf unbekannte Sprachen und auf ungewohnte klimatische Bedingungen; Makedonien und Griechenland rückte immer ferner. Immer wieder wurden Gruppen von Soldaten als Siedler in fremder Umgebung zurückgelassen; sie mussten sich mit den neuen Verhältnissen arrangieren, die eigene Existenz sichern. Umgekehrt – und das sollte nicht vergessen werden – wurden ebenso Griechen und Makedonen als Fremde in all den Ländern erfahren, durch die sie zogen. Das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zuwanderern hat sich dann in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten überaus unterschiedlich entwickelt – es reichte von völliger Ablehnung und klar getrennten Welten bis hin zu einer Vermischung und Verschmelzung. Verschiedene Formen lassen davon sich besonders gut in den künstlerischen Umsetzungen und im Bereich der Religion ersehen.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass die Teilnehmer am Alexanderzug tagtäglich genug mit der Bewältigung der eigenen Lebensumstände befasst waren – dennoch mussten sie allmählich Erstaunliches bei ihrem König feststellen: Alexander, der doch angetreten war, an den Persern lange zurückliegendes Unrecht zu rächen, nahm immer mehr persische Sitten an. Dies äußerte sich zum einen an der Tracht, in der er sich im öffentlichen Raum bewegte: Sie setzte sich aus typisch makedonischen *und* typisch persischen Elementen zusammen. Zum anderen verlangte Alexander von seiner Umgebung, dass sie vor ihm die Proskynese, eine Art Fußfall mit Kusshand, vollzieht. Dieser zeremonielle Umgang widersprach völlig der bisherigen Definition des Verhältnisses zwischen dem König und *seinen* Makedonen. Die Neuerung wurde als Entfremdung so stark empfunden, dass sich nicht nur Alexanders Freunde über die Frage von Befürwortung oder Ablehnung entzweiten, sondern dass es auch zu offenem Widerstand und Verweigerung kam. Alexander musste einsehen, dass er hier zu weit gegangen war: Diese Praxis war unvereinbar mit dem, was man bislang als Identität kannte. Und als Alexander dann in Susa fast hundert seiner engsten Vertrauten mit Frauen aus der persischen Elite verheiratete, wurde diese Massenhochzeit zwar durchaus groß zelebriert, doch verlor sich nach Alexanders Tod im Jahre 323 die Spur dieser Frauen mehr oder minder im Nichts. Alexanders Idee einer gemeinsamen Reichselite sollte also keine Fortsetzung erfahren. Allerdings ließ Alexander bei dieser Massenhochzeit die eheähnlichen Verhältnisse zwischen tausenden makedonischen Soldaten und indigenen Frauen legalisieren. Und dennoch war auch die Faszination nicht ausgeblieben: Als Alexander nach der gewonnenen Schlacht bei Issos auf das Zelt des persischen Großkönigs Dareios stieß, tauchte er in eine fremde Welt ein: Pracht und Ausstattung dieser quasi mobilen Hofanlage waren in jeder

Weise einzigartig; der antike Biograph Plutarch hat die angebliche Reaktion Alexanders überliefert: „Dies hier scheint also die Königsherrschaft zu sein“, sagte er – und übernahm das Ensemble für sich, zweifellos auch mit einer Wirkung auf die nähere und weitere Umgebung. Dass für Alexander ein klarer Pragmatismus bestand, sich allein aus Gründen der Herrschaftsstabilisierung intensiv mit allen Ausprägungen der persischen Monarchie auseinander zu setzen sowie diese zu verstehen, ist evident, doch blieben mentale und intellektuelle Folgen natürlich nicht aus.

Fasst man diese schlaglichtartigen Aspekte zusammen, so lassen sich mit Blick auf die Makedonen konzeptionell verschiedene Erfahrungen von Fremdheit erkennen: Auf der einen Seite die Fremdheit der *anderen* – die Makedonen, die die Sprache der anderen nicht verstanden, denen die Umgangsformen der Perser eigenartig vorkamen, die vom legendären Reichtum ungemein beeindruckt waren. Auf der anderen Seite die Fremdheit als *eigene* Erfahrung – die Makedonen, die das Gefühl hatten, von Alexander gegenüber den Persern zurückgesetzt zu sein, die mit der Situation fern der Heimat nicht zurecht kamen ...

Daraus werden zwei entgegengesetzte Pole erkennbar: 1. Aus den Reaktionen geht Angst hervor – Angst, sich selbst aufzugeben, Angst vor dem Fremdartigen, das als Bedrohung empfunden wird, Angst, die eigene Position zu verlieren. Daraus folgt eine klare Abgrenzung – sowohl räumlich, indem man unter sich bleibt und zum Beispiel gemischte Kampfverbände strikt ablehnt, als auch mental, indem man die Sprache des anderen nicht lernt und die eigene Tracht besonders betont. Es stellt sich also eine Statik ein, ein Verharren in der eigenen Position, die letztlich direkt in die innere und äußere Isolation führt. 2. Aus den erwähnten Reaktionen geht aber auch eine Offenheit hervor, geradezu eine Neugier gegenüber den Fremden, eine Faszination der kulturellen Eigenheiten – und der fremden Personen. Aufbruchstimmung machte sich breit, insofern die alte Heimat vergessen war und man sich trotz mancher Beschwernis gerne auf die neuen Lebenserfahrungen einließ; die verheißenen Reichtümer mobilisierten nicht nur letzte Kräfte, sondern sie waren auch einfach attraktiv. Mit großer Toleranz und Interesse trat man jeglichem Fremden erst einmal gegenüber.

Zwischen diesen Polen nahmen Unsicherheit, Ambivalenz und Offenheit eine zentrale Position ein, bis zum Schluss hin – sie konnten in *jede* der beiden Richtungen umschlagen, vielleicht auch im einen Fall so, im anderen so.

Diese Erfahrungen von Angst, Unsicherheit und Neugier kennen wir auch, wir erleben sie täglich im Kleinen und in unbewussten Reaktionen, aber ebenso auch in bewussten Entscheidungen – zum Beispiel *für* und *gegen* Toleranz. Deutlich ist jedenfalls – und hier kann man das historische Beispiel auf eine allgemein anthropologische Ebene heben –, dass

alle diese Fremdheitserfahrung – egal, ob sie als positiv oder als negativ erfahren wurden – essentiell mit Identität, mit der persönlichen Prägung und Handlungsleitung zu tun haben: Die bisherige Identität prägte die Einstellung gegenüber Fremdem und Fremden; die Erfahrung von Fremdheit wirkt wiederum auf die weitere Formung der Identität in einem prozessualen Geschehen. Wir stehen ununterbrochen von unserer Kindheit bis zum Tod in diesem Prozess der Auseinandersetzung mit Fremdheit, der für unsere Identität konstitutiv ist, ob wir es merken bzw. wollen oder nicht. Dies gilt für die Menschen zu Alexanders Zeiten ebenso wie für die Menschen unserer Tage, die wir Fremdheit auf Reisen und in Filmen direkt erleben, somit Fremde und Fremdes uns vertraut sind – und nicht zuletzt wir auch vielfach selbst in der Fremde sind bzw. die Fremden bei uns haben.

Allerdings tritt eine weitere Dimension hinzu – hier spreche ich nicht als Historiker, sondern als Theologe und als Christ.: Die christliche Existenz ist grundlegend noch einmal anders durch Fremdheit – oder besser: Fremd-Sein geprägt: Sie ist Fremd-sein. Diese Feststellung war bereits für Jesus konstitutiv, für den Fremd-Sein geradezu als Lebensentwurf gelten kann: Dies gerät gerade mit Blick auf das bevorstehende Weihnachtsfest gerne in Vergessenheit – schon allein Jesu Geburt in der Fremde und der Besuch von völlig Fremden an der Krippe geben gewissermaßen die Disposition vor. Und dann denke man an sein Leben als Wanderprediger, an seine Aufforderung, um der Nachfolge willen alles und alle wichtigen Bezugspersonen zu verlassen; man denke ebenso an das Unverständnis, das Jesus in Nazareth entgegen gebracht wurde – oft wurde sein Verhalten als be-fremdend erfahren –, oder man rufe sich den Missionsbefehl an die Jünger in Erinnerung – bis hin zur unbedingten Fremdheits- und Verlassenheitserfahrung beim Tod am Kreuz. Nicht vergessen werden darf auch der Umgang Jesu mit den Fremden: mit den Samaritanern, mit der phönizischen Frau oder später mit dem Hauptmann Cornelius – und gerade Fremde glaubten an ihn und vertrauten seiner Botschaft.

Wir sind – um ein jesuanisches Wort zu verwenden – nicht von dieser Welt, sondern auf Pilgerschaft, auf dem Weg zur ewigen Heimat. Diese Form der Existenz soll uns prägen: Nicht die unbedingte Verhaftung im Diesseits, die irdischen Sorgen und Errungenschaften, sind die Devise, sondern es geht um das Loslassen, weil wir nur Gast auf Erden sind. Deshalb braucht das Fremde uns auch keine Angst zu machen; denn wir wissen, dass es zu uns gehört. Diese Erkenntnis kann uns nicht nur zu mehr Toleranz, sondern auch zu mehr Gelassenheit führen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine be-fremdliche Adventszeit.

Weiter führende Literatur:

Hans-Joachim Gehrke, Alexander der Große, München 2005.

Robin Lane Fox, Alexander der Große. Eroberer der Welt, Stuttgart 2005.

Jürgen Malitz, Fremde in der Welt der Griechen: ‚natives‘, Perser, Juden, in: Waltraud Schreiber (Hg.), Kontakte Konflikte Kooperationen. Der Umgang mit Fremden in der Geschichte, Neuries 2001, 47-76.

Ulrike Riemer – Peter Riemer (Hgg.), Xenophobie – Philoxenie. Vom Umgang mit Fremden in der Antike, Stuttgart 2005.

Gregor Weber, Der Hof Alexanders des Großen als soziales System, erscheint in: Saeculum 58, 2007.